

Irene Hannon

Eine perfekte Wahl

cap-books

Bestell-Nr.: 52 50497
ISBN 978-3-86773-245-1

Alle Rechte vorbehalten
© deutsche Ausgabe 2015 by cap-books
Oberer Garten 8
D-72221 Haiterbach-Beihingen
07456-9393-0
info@cap-music.de
www.cap-books.de

Übersetzung: Antje Balters
Lektorat: Stephanie Rapp
Umschlaggestaltung: Jens Vogelsang
Satz: Nils Großbach
Fotonachweis: fotolia.com, © Maridav; shutterstock.com, © hutch photography

Printed in Germany

Originaltitel: THE DOCTOR'S PERFECT MATCH
Copyright © 2015 by Irene Hannon
Originally published in English under the title
The Doctor's Perfect Match
by Harlequin Love Inspired
New York, NY, 10279, U.S.A.
All rights reserved.

Bibelzitate sind entnommen aus:
Neues Leben. Die Bibel © 2002 und 2006
SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Prolog

Die Frau weinte. Über den Rand seiner Kaffeetasse hinweg schaute Christopher Morgan hinüber zu der blonden jungen Frau an dem Tisch in der etwas dämmrigen Ecke. Sie war ihm schon gleich aufgefallen, als ihn die Kellnerin zu seinem Lieblingstisch in dem Restaurant auf Nantucket geführt hatte. Mit ihrer Modelfigur, dem welligen, flachsblonden Haar und den smaragdgrünen Augen war sie kaum zu übersehen.

Die anderen Gäste des beliebten Restaurants schienen sie jedoch gar nicht zu bemerken, auch nicht, wie verzweifelt sie wirkte. Sie waren alle viel zu beschäftigt mit den Menschen, mit denen sie zusammen waren.

Er dagegen war allein.

Genau wie die junge Frau.

Als sie einen Moment lang den Blick von ihrem halb leeren Teller Muschelsuppe abgewandt hatte und in ihrer Handtasche kramte, sah er noch einmal zu ihr hinüber. Der feuchte Glanz auf ihren Wangen war ein deutlicher Beweis für ihre Not.

Mit leicht gerunzelter Stirn stellte Christopher seine Tasse wieder zurück auf die Untertasse. Er hatte schon immer eine Schwäche für Menschen in Not gehabt. Das war auch einer der Gründe, weshalb er Arzt geworden

war. Doch trotz aller Empathie und Menschenfreundlichkeit war es ja heutzutage nicht immer klug, Fremden Hilfe anzubieten. Solche freundlichen Gesten konnten zu Ablehnung oder Schlimmerem führen.

Bei diesem Gedanken tauchte sofort wieder das Bild seiner Exfreundin Denise vor seinem inneren Auge auf, und er spürte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte. Auch bei ihr war er seinem Mitgefühl gefolgt, aber die traumatische Erfahrung, die das nach sich gezogen hatte, hatte ihm eines ganz deutlich gezeigt: Weinende Frauen konnten eine Katastrophe auslösen, und deshalb machte man besser einen großen Bogen um sie.

Außerdem war er nach einer hektischen Schicht in der Notaufnahme absolut nicht in der Stimmung, sich in eine so riskante Situation zu begeben.

Er sah, wie sie sich die Tränen mit einem Papiertaschentuch abtupfte, das Taschentuch wieder in ihre Handtasche steckte, einen Zehndollarschein auf den Tisch legte und an den Rand der Sitzbank rutschte, um aufzustehen.

Christopher wollte gerade den Blick wieder abwenden und sich mit seinem eigenen Essen befassen, als der Saum des Cocktailkleides der Frau beim Aufstehen hochrutschte und dabei die schönsten Beine entblößte, die er je gesehen hatte.

Er wusste nicht so genau, wie lange er auf sie gestarrt hatte, während sie sich aufrichtete, aber plötzlich zog sie ihr Kleid so weit herunter, dass es ihr bis an die Knie reichte. Als Christopher ihr ins Gesicht sah, merkte er, dass sie ihn mit geröteten Wangen wütend anstarrte. Sie

zupfte an der einreihigen Perlenkette in ihrem schlichten Ausschnitt, und er spürte, wie er ebenfalls errötete. Sein Starren war ihm peinlich.

Er fühlte sich wie ein pubertierender Jugendlicher. Doch noch viel schlimmer war, dass er sie ganz offensichtlich beschämt hatte.

Und noch etwas fiel ihm auf, als sich ein weiteres Mal ihre Blicke trafen. Sie sah verletzt aus, irgendwie besiegt, und sie war wieder den Tränen nah, als sie erneut wegschaute und dann beim Hinausgehen den längeren Weg zum Ausgang wählte, damit sie nicht direkt an seinem Tisch vorbei musste.

Nachdem er den Rest seines Kaffees mit einem Schluck heruntergestürzt hatte, bezahlte er und ging. Er wünschte, es wäre möglich, die letzten Minuten noch einmal zurückzuspulen, denn schließlich hatte er als Arzt die Aufgabe, Leid zu lindern und nicht hervorzurufen. In dieser Hinsicht hatte er eben völlig versagt.

Als er in den Maiabend hinaustrat, stellte er fest, dass die Sonne nicht mehr schien, sondern dunkle Wolken aufgezogen waren und ein gleichmäßiger Landregen eingesetzt hatte, sodass die einheimischen Spaziergänger und die Touristen in den Läden und Restaurants entlang der Straße Schutz gesucht hatten.

Alle außer einer Person.

Als Christopher die Main Street entlangfuhr, konnte er nur eine einzelne Gestalt ausmachen, die allein durch den Regen stapfte – eine Blondine in einem schwarzen Cocktailkleid.

Die Frau aus dem Restaurant.

Sie hatte keinen Schirm dabei, war aber allem Anschein nach auch nicht in Eile. Es war, als bemerkte sie das schlechte Wetter gar nicht.

Christopher bremste ab, als er sah, wie sie mit ihren hochhackigen Schuhen auf dem gepflasterten Gehweg ins Stolpern geriet. Auf Nantucket mit solchen Schuhen unterwegs zu sein, endete häufig mit Unfällen. Das wusste er, weil er schon unzählige Frauen behandelt hatte, denen schicke Schuhe wichtiger waren als bequemes und sicheres Gehen.

Doch die Frau fing sich wieder und ging mit hängenden Schultern weiter. An der Stelle, wo die Orange Street von der Main Street abzweigte, ging sie geradeaus auf der Main Street weiter und achtete weder auf das leise Donnernrollen in der Ferne noch auf den Blitz, der über den Himmel zuckte.

Entweder bemerkte sie das Gewitter nicht, oder sie scherte sich nicht darum, dass sie in Gefahr war, schloss Christopher daraus – und beide Möglichkeiten fand er nicht gerade beruhigend.

Unsicher, was er tun sollte, beobachtete er, wie sie jetzt nach links in die Fair Street abbog und dann aus seinem Blickfeld verschwand. Er musste unwillkürlich an die Geschichte vom barmherzigen Samariter denken. Genauso wie der Reisende damals auf dem Weg nach Jericho, der unterwegs von Räubern überfallen wurde, schien auch diese Frau Hilfe zu brauchen.

Aber genauso war es auch bei Denise gewesen.

Deshalb bog Christopher jetzt entschlossen nach links in die Orange Street ab und fuhr Richtung Sconset

weiter. Er wollte dieser Frau in Not lieber nicht zu nah kommen.

Doch mit jedem Kilometer, den er zurücklegte, merkte er, dass es gar nicht so leicht war, die Erinnerung an den traurigen Blick ihrer grünen Augen abzuschütteln.

Kapitel 1

„**B**ekommst du etwa eine Erkältung, Liebes?“
„Marci Clay unterdrückte ein Niesen und spülte weiter alte Porzellanteller mit der Hand, während Edith Shaw, die Nachbarin ihrer neuen Schwägerin in der Lighthouse Lane, mit dem x-ten Tablett Gläsern aus dem Gastraum der Devon Rose Teestube in die Küche gerauscht kam. Sie hatten den ganzen Nachmittag bis in den frühen Abend hinein gebraucht, um nach der Hochzeitsfeier gestern die Teestube wieder in Ordnung zu bringen.

„Ich hoffe nicht“, antwortete Marci auf Ediths Frage.

„Du arbeitest viel zu viel, seit du hier bist“, sagte die Nachbarin, als sie das Tablett auf der Kücheninsel aus Edelstahl abstellte, und fuhr dann fort: „Dein Angebot, die Teestube zu managen, solange Heather und J.C. in den Flitterwochen sind, ist ja wirklich mehr als großzügig, aber es ist auch eine Riesenaufgabe, wenn man darauf so gut wie gar nicht vorbereitet worden ist.“

Rückblickend musste Marci gestehen, dass Edith recht hatte, aber angesichts ihrer mageren finanziellen Reserven war es das beste Hochzeitsgeschenk, das sie zu bieten gehabt hatte. Dadurch, dass sie sich bereit erklärt hatte, sich während der Abwesenheit der frischgebackenen Eheleute um Heathers Teestube zu kümmern,

konnten ihr Bruder und seine Frau etwas länger Flitterwochen machen – ein unbezahlbares Geschenk, wie sie ihr versichert hatten. Und da sie gerade mit der Uni fertig war, aber noch ohne Job, hatte sie auch die nötige Zeit dafür.

Außerdem war sie davon ausgegangen, dass ihre jahrelange Erfahrung in der Gastronomie ausreichen würde, um die Aufgaben in der Devon Rose Teestube gut zu bewältigen. Doch als Heather sie dann eingearbeitet und auf ihre Aufgaben im Devon Rose vorbereitet hatte, war Marci klar geworden, dass der englische High Tea in der Devon Rose Teestube und Ronnie's Diner auf dem entgegengesetzten Ende des Gastronomiespektrums lagen.

Dass sie nicht verzweifelte, war einzig und allein Ediths Bereitschaft zu verdanken, ihr zu helfen, und der unschätzbaren Hilfe von Heathers tüchtiger Mitarbeiterin Julie Watson. Weil Marci wusste, dass sie sich auf die beiden Frauen hundertprozentig verlassen konnte, war sie fest davon überzeugt gewesen, es zu schaffen.

Womit sie allerdings ganz und gar nicht gerechnet hatte, war eine Erkältung.

„Und ... hast du jetzt Zweifel, ob du es schaffst?“, fragte Edith.

Marci sah die ältere Frau an, deren modische Kurzhaarfrisur zwar schon von ein paar silbernen Strähnen durchzogen sein mochte, die aber immer noch jugendliche Energie und Frische ausstrahlte, und deren Augen vor Begeisterung, Tatendrang und Verständnis strahlten, und antwortete: „Kann schon sein.“ Sie strich mit der Hand eine Locke zurück, die ihr vor die Augen gefallen war.

„Ich habe viel gekellnert, und eine einigermaßen gute Köchin bin ich auch, aber das hier ist ja wirklich gehobene Gastronomie und eine der ersten Adressen auf der Insel. Jedenfalls eine ganz andere Liga mit all dem weißen, gestärkten Leinen, dem edlen Porzellan und dem Tafelsilber.“

„Willkommen im Club“, sagte Edith lachend und stemmte die Hände in ihre ausladenden Hüften. „Also, ich persönlich bin ja auch eher der Hotdog- und Pommes-Typ, und der Knigge hätte an meinen Tischmanieren sicher so manches auszusetzen, aber wenn selbst ich den Bogen rausbekommen habe bei dieser Tee-Geschichte, dann schaffst du das auch.“

„Danke für die Ermutigung“, sagte Marci heiser, während sie weiter den riesigen Tellerstapel in der Spüle abarbeitete.

„Du liebe Güte“, sagte Edith und schüttelte mitfühlend den Kopf. „Ich will ja nicht unken, aber für mich hört sich das nach einer richtig dicken Erkältung an.“

„Ach, ich glaube, ich bin einfach nur müde“, entgegnete Marci. Sie hatte in Ronnie's Diner in letzter Zeit ständig Zusatzschichten übernommen, um sich ein kleines finanzielles Polster zu verschaffen, hatte zu wenig geschlafen und zu viel Kaffee getrunken, während sie für ihre Klausuren gelernt und Hausarbeiten geschrieben hatte.

Unmittelbar nach der letzten Prüfung war sie dann nach Nantucket abgereist, um sich von Heather in ihre Aufgaben in der Devon Rose Teestube einweisen zu lassen und bei den Hochzeitsvorbereitungen zu helfen.

Dass sie gestern Abend im strömenden Regen von dem Restaurant zu Fuß nach Hause gelaufen war, hatte wahrscheinlich nicht unbedingt zur Entspannung der Situation beigetragen. Sie hätte sich ihr Schwelgen in Selbstmitleid und ihre Reue über die schlimmen Fehler, die sie in ihrem Leben gemacht hatte, lieber sparen sollen, denn es hatte nur ihre Freude über J.C.s verdientes Glück überschattet.

„Ich sag dir jetzt mal was“, sagte Edith und ließ dabei ihren Blick durch die Küche schweifen, „das größte Chaos haben wir ja schon beseitigt. Morgen und Dienstag ist Ruhetag, sodass es nichts mehr gibt, was unbedingt sofort erledigt werden müsste. Mach doch einfach Feierabend, und ich bringe das hier noch zu Ende. Lieber rechtzeitig gegen die Erkältung angehen, als weiterzumachen und richtig krank zu werden.“

Marci musste ihr recht geben, denn sie fühlte sich mit jeder Minute abgeschlagener. „Wenn es dir wirklich nichts ausmacht, nehme ich dein Angebot gerne an“, sagte sie deshalb.

„Natürlich macht es mir nichts aus“, sagte Edith, scheuchte Marci vom Spülbecken weg und schob die Ärmel ihres Sweatshirts hoch. „Heather ist wie eine Tochter für mich, und wo sie jetzt mit J.C. verheiratet ist, gehörst du dadurch ja praktisch auch zur Familie. Und in einer Familie hilft man sich doch gegenseitig, oder?“

Nicht in jeder Familie, fügte Marci im Stillen hinzu, bedankte sich bei Edith und ging die Treppe hinauf ins Obergeschoss. In ihrer eigenen Familie war es jedenfalls ganz anders gewesen. Nur J.C. hatte auch in den

finstersten Zeiten ihres Lebens zu ihr und ihrem Bruder Nathan gehalten, obwohl sie wirklich alles getan hatten, um zu erreichen, dass er sich aus ihrem Leben heraushielt.

Dabei war es einzig und allein ihm zu verdanken, dass Nathan und sie die Kurve gekriegt hatten. Sie hatten also beide noch viel gut zu machen in Sachen „einer für alle – alle für einen“. Deshalb war sie auch so fest entschlossen, ihre Zusage einzuhalten, die Devon Rose Teestube zu leiten, solange Heather und J.C. in den Flitterwochen waren.

Im Obergeschoss angekommen, kroch Marci sofort ins Bett, zog sich die Decke bis unters Kinn, schloss die Augen und hoffte, dass dieses Virus, das versuchte, sie außer Gefecht zu setzen, aufgeben und wieder das Weite suchen würde.

„Danke, dass Sie vorbeigekommen sind, Christopher. Tut mir leid, dass ich Sie an dem langen Feiertagswochenende gestört habe“, sagte Edith, während sie Christopher durch den Flur zum Ausgang führte. Er runzelte die Stirn. Was für einen Feiertag sie wohl meinte ...?

Und dann dämmerte es ihm. Ach ja, es war ja Memorial Day, Volkstrauertag – für die meisten Menschen einfach nur ein Tag, an dem man frei hatte und sich entweder amüsieren oder entspannen konnte, aber für ihn war es ein ganz normaler Arbeitstag. „Kein Problem, Edith. Ich musste sowieso in die Stadt kommen, um ein

paar Hausbesuche zu machen, und später habe ich dann noch Dienst in der Notaufnahme.“

„Nehmen Sie sich denn nie einen freien Tag?“, fragte Edith.

„Doch, hin und wieder schon“, antwortete er lächelnd.

Kopfschüttelnd blieb sie mit der Hand an der Klinke an der Tür stehen und sagte: „Aber Sie wissen ja sicher auch, dass es heißt ‚Arbeit allein macht nicht glücklich‘, oder?“

„Ich werd’s mir merken.“

„Tun Sie das“, sagte sie. „Es ist mir wirklich schwer gefallen, Sie anzurufen, aber Kate macht sich immer solche Sorgen wegen Maddie, dass ich inzwischen auch schon beim kleinsten Schniefen ganz nervös werde, wenn ich die Mädchen betreue.“

Weil er schon häufig Hausbesuche in Kates kleinem Häuschen gemacht hatte, das zwischen Ediths Haus und der Devon Rose Teestube lag, wusste Christopher genau, wie besorgt die Charterbootbetreiberin immer wegen ihrer Tochter war.

„Bei Asthma ist es wirklich besser, einmal zu oft den Arzt zu rufen als einmal zu wenig, aber ich bin trotzdem froh, dass es falscher Alarm war.“ Er wechselte die schwarze Arzttasche von der einen in die andere Hand, schaute auf die Uhr und sagte: „So, ich muss jetzt leider weiter, damit ich rechtzeitig beim Dienst in der Notaufnahme bin.“

Zu seiner Verwunderung rührte sich Edith aber nicht von der Tür weg, sondern sagte: „Es fällt mir wirklich schwer, Sie noch weiter aufzuhalten, Christopher, aber ich

bin ein bisschen in Sorge wegen Heathers neuer Schwägerin.“

„Heather Anderson? Die Heather von der Devon Rose Teestube?“

Er sah die Teestubenbesitzerin regelmäßig in der Kirche, aber sie kannten sich nicht besonders gut.

„Ja, genau die.“

„Sie hat doch am Wochenende geheiratet, oder?“

„Ja, genau. Es war eine kleine, private Feier. Sehr romantisch.“

„Und was fehlt ihrer Schwägerin?“, fragte Christopher.

„Ich hoffe, gar nichts. Sie wollte sich eigentlich um die Teestube kümmern, solange Heather und J. C. in den Flitterwochen in Europa sind, aber gestern hatte ich das Gefühl, dass sie krank wird. Würde es Ihnen etwas ausmachen, noch kurz nach ihr zu schauen, bevor Sie sich auf den Weg ins Krankenhaus machen? Ich glaube, ich könnte vielleicht auch irgendwo noch einen Kürbiskuchen auftreiben, um Ihnen den Deal ein bisschen zu versüßen.“

„Also wenn das so ist ... abgemacht“, sagte Christopher grinsend.

Augenzwinkernd deutete Edith ihm, sich noch einmal kurz zu setzen. „Eine Minute noch, ich rufe sie nur kurz an und sage ihr Bescheid.“

Aus der einen Minute wurden fünf, und als Edith mit einem in Frischhaltefolie gewickelten Kürbiskuchen zurückkam, sah sie sehr besorgt aus. „Sie klingt ganz furchtbar, aber sie hat gesagt, dass es doch viel zu große

Umstände machen würde, extra vorbeizuschauen, und Sie sollen sich nicht die Mühe machen.“

„Wie Sie ja ganz richtig bemerkt haben, bin ich doch sowieso schon da. Es macht also gar keine Umstände“, sagte Christopher, als er in Ediths Diele wieder seine Tasche in die Hand nahm.

„Davon konnte ich sie leider nicht überzeugen. Aber unter uns – ich vermute, dass ihr Zögern auch eher finanzielle Gründe hat. J. C. meint, dass sie jeden Penny für ihr Studium gebraucht hat, und vielleicht ist sie ja auch gar nicht krankenversichert.“

„Also gut, dann gibt es heute von mir ein Sonderangebot: Zwei Hausbesuche für einen“, sagte er augenzwinkernd. „Jedenfalls werde ich das sagen, wenn ich bei ihr vor der Tür stehe. Wie heißt sie denn eigentlich?“

„Marci Clay“, antwortete Edith, öffnete ihm die Tür und trat beiseite, um ihn hinauszulassen. „Sie ist wirklich nett“, fügte sie hinzu. „Und außerdem sehr hübsch. Ich wundere mich, dass sie noch nicht verheiratet ist.“

Der seltsame Unterton in ihrer Aussage ließ Christopher aufhorchen, aber als er auf der Veranda noch einmal stehenblieb und sich zu Edith umdrehte, schaute sie völlig unschuldig drein. Wahrscheinlich hatte er sich nur etwas eingebildet.

„Rufen Sie mich auf jeden Fall wieder an, wenn Sie wegen Maddie beunruhigt sind, ja?“, sagte er zum Abschluss.

„Das mache ich. Aber im Moment mache ich mir eigentlich mehr Sorgen um Marci.“

„Ich kümmere mich darum“, versprach er.

Ein kaum wahrnehmbares Lächeln umspielte Ediths Mund, als sie ihm seinen Kürbiskuchen überreichte und sagte: „Das klingt gut. Und lassen Sie sich den Kuchen schmecken.“

Sie gab der Tür einen leichten Stoß, sodass sie mit einem leisen Klicken ins Schloss fiel – aber da hatte er schon das verdächtige Leuchten in ihren Augen bemerkt. Und das bildete er sich ganz sicher nicht ein.

Doch im Grunde spielte das auch gar keine Rolle, denn so nett oder hübsch Marci Clay auch sein mochte, er war nicht interessiert.

Vielleicht würde er sich irgendwann wieder auf eine neue Liebe einlassen können – vielleicht. Aber in den zwei Jahren, die er jetzt auf Nantucket lebte, war er Frauen, die infrage kamen, konsequent aus dem Weg gegangen. Und er hatte nicht vor, daran in näherer Zukunft etwas zu ändern. Ganz egal, was Edith im Schilde führte.

Jetzt läutete es schon zum dritten Mal an der Haustür. Marci stöhnte auf und drehte sich auf die andere Seite.

Geh weg!

Sie wollte den Befehl eigentlich laut rufen, aber ihr Hals tat so weh, dass sie keinen Ton herausbrachte, und an Schreien war gar nicht zu denken. Es fühlte sich an, als wäre ihr Hals mit Schmirgelpapier ausgekleidet. Außerdem würde die Person – wer immer es auch sein mochte – sie vom Obergeschoss aus sowieso nicht hören können, selbst wenn sie laut hätte brüllen können.

Sie war nach Ediths Anruf sofort wieder eingeschlafen und hatte deshalb keine Ahnung, wie viel Zeit seitdem vergangen war. Doch nach dem Stand der Sonne zu urteilen, die durch die zarten Spitzengardinen schien, war es noch früh.

Auf jeden Fall zu früh für Besuch.

Allerdings schien das der Person an der Tür nicht klar zu sein, schloss sie erschöpft, als es wieder klingelte. Und der hartnäckige Besucher hatte allem Anschein nach auch nicht die Absicht, wieder abzuziehen.

Mit einem resignierten Seufzer setzte sie sich auf und griff nach dem abgenutzten, aber kuscheligen Veloursbademantel, der sie an vielen kalten Winterabenden in Chicago getröstet und gewärmt hatte. Sie zog ihn an, schlurfte unsicheren Schrittes den Gang entlang zur Treppe und schlich sich langsam Stufe für Stufe hinunter, während sie sich am Geländer festhielt.

Wer auch immer da seinen Zeigefinger auf dem Klingelknopf geparkt hatte, würde etwas zu hören bekommen, nahm sie sich zähneknirschend vor.

Sie drehte den Schlüssel im Schloss, zog die Tür ein wenig auf und öffnete den Mund, um ihrem Besucher die Meinung zu sagen, doch die Worte blieben ihr im Hals stecken, als sie einem großen Mann um die dreißig gegenüberstand, der eine schwarze Tasche in der Hand hielt.

Es war der adrette Typ aus dem Restaurant, der ihr so unverschämt auf die Beine gestarrt hatte.

Sie machte den Mund wieder zu und sah ihn entgeistert an.

Er starrte zurück.